

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 49

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

24. Fortsetzung

Aber als Maître Blanchard dann seinem Klienten in der engen Zelle gegenüber sitzt, findet er ihn doch wieder ziemlich gefasst. Die Nachricht von dem Einbruch scheint ihn nicht einmal sonderlich zu überraschen. Nur als sie bei der Lektüre des Protokolls zu der Stelle kommen, wo davon die Rede ist, dass im Kamin des Esszimmers ein loser Ziegelstein gefunden wurde, der offenbar sonst eine in der rückwärtigen Mauer befindliche Aushöhlung von etwa dreissig Zentimeter Tiefe verschloss — da wird Raffal plötzlich kreideweiss und muss sich mit beiden Händen am Tisch festhalten.

„Die Kassette! Meine Papiere...!“ stösst er hervor und sinkt dann wie vernichtet in sich zusammen.

Blanchard springt erschrocken auf und giesst seinem Klienten rasch ein Glas Wasser ein. Der trinkt es wie geistesabwesend hinunter. „In der Mauerhöhle — hinter dem Ziegelstein“ sagt er mühsam, „war die Kassette mit meinen Geheimpapieren. Meine Aufzeichnungen — die Formeln — und die Quarzampulle mit neuem Element...! Alles gestohlen. Aus — fertig...!“

Er vergräbt das Gesicht in den Händen, als wollte er nichts mehr sehen, nichts mehr hören. In der peinvollen Stille hört man nur seine röchelnden Atemzüge, die wie ein Stöhnen der Verzweiflung klingen.

Maître Blanchard wagt kein Wort zu sagen. Er überlegt schon, ob er nicht lieber fortgehen und den Gefangenen sich selbst überlassen soll. Aber da hat Raffal sich schon wieder in der Gewalt. Er streicht sich mit einem angestrengten Lächeln das Haar aus der Stirn.

„Entschuldigen Sie, Maître, es war ein bisschen viel auf einmal. Ich bin so gut wie verloren. Ein hoffnungsloser Fall für Sie. Aber wenn Sie es nicht aufgeben, wollen wir uns wenigstens wehren — bis zuletzt. Heute kann ich nicht mehr, aber morgen, wenn Sie wollen, besprechen wir dann, was sich noch tun lässt.“

Der Anwalt murmelt ein paar ermutigende Worte und drückt seinem Klienten zum Abschied fest die Hand, als wollte er ihm etwas von der eigenen ungebrochenen Energie mitteilen.

Es ist ihm klar, dass dieser nächtliche Einbruch seine schlimmsten Ahnungen bestätigt. Aber er weiss jetzt auch, sicherer denn je, dass es hier einen Unschuldigen zu retten gilt und dass er ihn retten muss, retten wird, auch wenn der Teufel persönlich seine Hand im Spiel haben sollte.

Während er hinter dem Gefangenewart durch die langen dunklen Korridore geht, arbeitet sein geschultes Gehirn bereits an dem Gedanken, wie sich diese fatale Angelegenheit mit der gestohlenen Kassette vielleicht doch gerade für die Verteidigung günstig auswerten liesse.

Aber er kann freilich nicht ganz ermessen, was für ein vernichtender Schlag seinen Klienten da getroffen hat, und dass ihm der Diebstahl seines Lebenswerkes zugleich eine noch furchtbarere Katastrophe des Herzens bedeutet.

Stunden um Stunden geht Raffal in seiner Zelle hin und her, vom Fenster zur Tür und wieder zurück, immer genau vier Schritte. Wenn ihn dazwischen der Schwindel befällt, lässt er sich erschöpft auf Bett oder Stuhl sinken, aber nach ein paar Minuten treibt es ihn wieder auf zu der endlosen tödlichen Wanderung, in dem bald stockenden, bald hastenden Rhythmus seiner Gedanken, immer wieder gegen die gleichen engen Mauern anrennend — bis zur Verzweiflung.

Wie klar, wie schauerlich klar jetzt auf einmal alles ist. Gestern die Sache mit den Briefen und heute, wie zur Bestätigung, die Nachricht von dem Einbruch. Als ob nicht die Briefe allein schon genügt hätten. Diese aus zerrissenen Fetzen wieder sauber zusammengeklebten Briefe, die man ihm gestern mit seiner andern geöffneten Post in die Zelle gebracht hat, in einem grossen gelben Umschlag, die Adresse in Maschinenschrift und ebenso der kurze Begleitzettel mit dem seltsamen Text: „Diese Briefe, zufällig in einem Papierkorb gefunden, sind vielleicht für Sie von Bedeutung. Sie haben ein Recht darauf, klar zu sehen. Ein unbekannter Freund, der Ihr Bestes will.“

Auf den ersten Blick hat Raffal die Handschrift der Briefe erkannt und schon das Schlimmste geahnt. Ariels Handschrift — schwer zu lesen, wenn einem in der Aufregung die Buchstaben vor den Augen verschwimmen. Die Briefe sind nur kurz — kurz, aber doch sehr aufschlussreich. Liebesbriefe an einen Mann, den sie mit „Sascha“ anredet. Man braucht nicht lange zu raten, Sascha ist die Abkürzung von Alexander — Bogadyns Vorname. Also doch — also doch! Unwiderlegbar bestätigt dieser frühe Verdacht, den sie ihm ausgedrückt, den sie fortgelogen hat mit ihrer verführerischen, natürlichen Leichtigkeit. Diese hassenswerte Leichtigkeit, mit der sie Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit zu verwandeln weiss, vielleicht weil sie im Grunde beides gar nicht mehr auseinanderhält.

Verschwendung

Föhn und Sonne brennen und sengen

Steil ins Gewände

Und sprengen

Das reife Zapfenhaus.

Die Fichten streuen die Samenspende

Gewaltig über die Lande aus.

Unermesslich fällt der Segen,

Zartgeflügelter Wirbeltropfenregen.

Nun liegen die Samen im Waldesrund,

Nun liegen die Samen zu tausend auf Fels und Wegen.

Wie mancher fand seinen Lebensgrund?

Von Tausenden bleibt kaum einer keimgesund.

Also gewaltig ist des Lebens Spendung,

Ohne Grenzen der Verschwendung.

Aus dem soeben im Verlag A. Francke AG., Bern erschienenen Gedichtband „Liebe Bäume“ von Hans Rhy. Diese Sammlung schöner Lyrik ist ausschliesslich dem Thema „Baum“ gewidmet, in seinem Werden, Wachsen und Absterben und bietet dem Freunde guter Gedichte hohen Genuss.

Hat sie nicht schon bei ihrem ersten Erscheinen in der „Alten Mühle“ gleich dreimal hintereinander gelogen, nur so — im Spiel, ohne jeden Grund? Oder vielleicht doch schon zu irgend einem Zweck? Ist diese ganze Geschichte mit dem Konsortium vielleicht von Anfang an ein fein ausgeklügelter Plan gewesen? Und wie geschickt sie ihn dann dazu gebracht hat, den Vertrag zu unterschreiben. Alles ein abgekartetes Spiel zwischen ihr und Bogadyn — und vielleicht auch dem Holländer? Aber nein — den Holländer hat sie ja auch angeschwunden, gleich bei der Vorstellung: „Herr Raffal, ein alter Bekannter aus Prag.“

Er hört noch ihren überzeugenden Tonfall. Und wie sie es verstanden hat, diesen dicken, verliebten Kerl um den Finger zu wickeln. Der hätte für ein freundliches Lächeln von ihr alles getan. Oder vielleicht hat er doch auch mehr bekommen als nur ein Lächeln. Solche Frauen gehen mit sich selber genau so grosszügig um wie mit der Wahrheit. Und Verliebte sind blind.

Blind, blind!... Raffal fühlt eine zornige Scham in sich aufsteigen, die ihn fast erstickt. Er möchte die Erinnerung an jeden Augenblick ihrer Liebe in sich vernichten, zerstören, mit der Wurzel ausrotten, und weiss doch, dass er diese Frau im Blut hat wie einen Giftstoff, gegen den es kein Heilserum gibt.

Und wenn er gestern vor diesen Briefen noch irgendwie hätte zweifeln wollen — die Nachricht von heute, das ist schlimmer, grausamer, deutlicher als alles andere. Der lose Ziegelstein im Kamin! Niemand hat davon gewusst ausser André und Stan — und die beiden sind sicher. Die liessen sich eher in Stücke hacken als etwas zu verraten. Aber einmal, er entsinnt sich genau, als diese Ariel bei ihm war — Ariel! Was für ein bitterer Witz, dieser süsse Elfenname — da hat er vor ihr die Kassette aus dem Versteck herausgeholt, um ihr ein Bild seines Vaters zu zeigen, das auch dort aufbewahrt war. Wie dieses Bild sie damals interessiert hat — dieses Bild oder vielmehr die Kassette, auf die sie doch nicht einmal einen neugierigen Blick geworfen hat, nur liebevoll beschäftigt, die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn Zug um Zug festzustellen. Eine fabelhafte Schauspielerin, wie geboren zur Spionin. Was muss sie im Innern über die Naivität dieses verliebten Goldmachers gelacht haben!

Raffal schlägt sich wütend vor die Stirn. Ja, ja, König Midas mit den Eselsohren. Ein blöder, verliebter Esel! Wen die Götter vernichten wollen, den schlagen sie mit Irrsinn. Ein Liebesverrat, das wäre noch nichts. Es sind

schon andere Männer betrogen worden, jüngere, reichere, schönere. Aber dieser gemeine Verbrechertrick! Eine Spiessgesellin von Dieben und Einbrechern, eine ganz gewöhnliche Abenteurerin, eine Gaunerin — — und er, er hat sie geliebt, ihr blindlings vertraut, er, der sonst so Misstrauische!...

Er stösst sich die geballte Faust zwischen die Zähne, um nicht laut hinauszuschreien vor Zorn, vor Scham, vor Verzweiflung.

Und jetzt, jetzt, in dieser Stunde vielleicht, sitzt sie womöglich irgendwo mit diesem Bogadyn zusammen und feiert den Triumph und wühlt mit ihren schönen schamlosen Händen in der Kassette herum und lacht und lacht — und erzählt immer wieder mit tausend Einzelheiten, wie sie diesen albern Narren von Erfinder übertölpelt hat... Man könnte wahnsinnig werden vor Ekel, vor Abscheu! Raffal presst die Hände vor die Augen, als könnte er so die widerwärtigen Visionen bannen, die er mit schauerlicher, obszöner Deutlichkeit vor sich sieht. Man kann so nicht weiterleben. Man muss das alles auslöschen, vernichten und wenn man sich selbst vernichten, sich den Kopf an der Mauer einrennen sollte.

Wie ein purpurner Nebel steigt eine dumpfe, mörderische Wut in ihm auf. Ganz deutlich fühlt er Ariels schlanken, warmen Hals zwischen seinen würgenden Fingern. Ersticken — vernichten — auslöschen.

Der ganze Raum dreht sich plötzlich um ihn. Er tastet taumelnd umher, dann stürzt er mit dem Oberkörper schwer über das schmale Gefängnisbett und weiss nichts mehr von sich. — — —

Als er endlich aus seiner Bewusstlosigkeit wieder erwacht, ist eine merkwürdige, schwebende Klarheit in ihm, die Ruhe tiefster Erschöpfung. Die tobende Raserei der letzten Stunde ist wie weggeweht. Er weiss jetzt plötzlich, dass er leben muss, nicht für sich, aber für das Werk seines Vaters und für die Zukunft seines Sohnes und dass er kämpfen wird, solange noch ein Atemzug in ihm ist, kämpfen gegen eine Welt von Lüge, Betrug, Gemeinheit und Verrat. Nichts kann ihm jetzt mehr geschehen. Er ist gefeit. Es ist, als wäre er schon gestorben und unverwundbar, unbesiegbar wie ein abgeschiedener Geist. Sein Herz schlägt ganz langsam, ganz schwach. Und dann gleitet er sanft in den dunklen, weichen Abgrund todähnlichen Schlafes.

17.

Davos — Interlaken — Zürich — Basel... Ariel Caliga geht, während sie sich vor ihrem Garderobenspiegel langsam umschminkt, alle Stationen ihrer Gastspielreise für die nächsten Tage durch. „Unmöglich“, seufzt sie vor sich hin. Jeder Abend besetzt. Unmöglich, auch nur den kleinsten, aller kleinsten Abstecher an die Riviera herauszuschlagen, selbst wenn man hin und zurück fliegen würde...

Was aber tun? Diese Ungewissheit wird nachgerade unerträglich. Auch heute in Sankt Moritz kein Brief von Raffal. Seit elf Tagen nicht das kleinste Lebenszeichen von ihm. Obwohl er doch die einzelnen Etappen ihrer Reiseroute genau kennt. Obwohl sie ihm aus jeder Stadt geschrieben hat. Noch nie im Leben hat sie so viele Briefe geschrieben, wie in diesen Monaten, noch nie so brennende Sehnsucht nach einem Menschen empfunden. Kaum angekommen, ist überall ihr erster Weg aufs Postamt. Und immer mit derselben Spannung, demselben kindischen Herzklopfen, wenn der Mann hinterm Schalter allzulang nach dem grossen graublauen Briefumschlag sucht. Trostloses Wanderleben! Wenn er wenigstens das Telephon hätte und man ihn hin und wieder anrufen könnte, spät abends nach dem Auftreten, wenn niemand einen stört. Nur um wieder einmal seine Stimme zu hören, von der man schon kaum mehr weiss wie sie klingt. Aber vielleicht — sie lächelt wehmütig in den Spiegel — vielleicht ist es eine Art Schutzvorrichtung, dass er sich, trotz ihrem Zureden, noch immer hartnäckig kein Telephon legen lässt. Vielleicht weil er weiss, dass sie ihn

Wichtige Notiz

zur Abonnementserneuerung pro 1946

Die Papierkontingentierung zwingt immer noch zu Einsparungen im Papierverbrauch. Wir sehen uns deshalb veranlasst, Einzahlungsscheine zur Abonnementserneuerung bis auf weiteres nur noch an diejenigen Abonnenten zu senden, die denselben bisher auch tatsächlich zur Zahlung benützt haben.

Alle übrigen Abonnenten bitten wir um Einlösung unserer Nachnahme. Mit Rücksicht auf die grosse Arbeitsüberlastung der Post während der Festzeit, gestatten wir uns, die Nachnahmen etwa Mitte Dezember vorweisen zu lassen. Briefträger und Administration danken Ihnen für Ihr Verständnis bestens.

Abonnenten mit Unfallversicherung machen wir besonders darauf aufmerksam, dass die Versicherung nur entschädigungspflichtig wird, wenn das Abonnement bei Beginn der neuen Abonnementsdauer bezahlt ist.

Die Administration

Ein Baum wird gefällt...

Mitten im Walde steht ein grosser alter Baum, eine mächtige Tanne und überschattet gesundes, rotes Jungholz. Bis ungefähr in halbe Höhe sind auch ihre eigenen Aeste unter dem lichtraubenden Schatten des mächtigen Wipfels abgestorben, ragen als nadellose Stumpen ins dämmrige Walddunkel und die Rinde ihres raumhungrigen Wurzeln sind bemoost und, wo sie in der Zeit eines Jahrhunderts Schaden litten, vom Wundharz verklebt. Ungefähr in Bruthöhe eines Mannes glänzt eine handgrosse, frischgeschlagene Wunde am Stamm. Es ist das vom Förster gehauene Zeichen der schlagreifen Waldbäume.

Ein nebelbleicher, sonnenarmer Novembormorgen durchdringt den dunklen Wald; gerade hell genug, um den Holzhauern ihr schweres Tagwerk zu belichten. Es sind drei derbe, kräftige Burschen, die ihr schweres Werkzeug im Bereich der Tanne niederlegen, um den «Fall» zu beraten. — Nachdem sie die beste Fallrichtung bestimmt haben, wird für nötig befunden, den «Riesen» zu stumpen, die grössten Aeste herunterzuhacken, damit sie ihren Nachwuchs im Fallen weniger beschädigt. Der geübteste der Holzer schnallt die

Steigeisen um und klettert mit einem kurzen Beil bewaffnet in den Wipfel des todgeweihten Baumes. Mit kurzen, scharfen Hieben hackt er Ast um Ast vom hohen Stamm, die von den oberen belastet mit Leichtigkeit brechen und haufenweise rauschend in die Tiefe stürzen...

Bald ist der letzte lange Ast am Boden, beiseite geschleppt und die Fallkerbe, der «Meiss», kann gehauen werden. Zuerst wird auf der Fallseite, möglichst nahe am Boden, ein genügend tiefer Schnitt gesägt. Dann wird von oben her, möglichst flach, bis auf den Grund des Astschnittes ein Stück vom Stamm, der «Meiss», herausgehauen, damit sich der Baum, vor dem Brechen ab Stock, genügend in die gewünschte Fallrichtung neigen kann. Mit kräftigem, weitausholendem Schlag bricht der Vorarbeiter mit einer langhalmigen, breiten Fällaxt mächtige Brocken aus dem Stamm, bis auf den Grund des Astschnittes.

Wenn der «Meiss» mit der gewünschten Fallrichtung genau übereinstimmt, wird auf der andern Seite des Stockes, ein wenig höher, der Keilschnitt gesägt. Da mit der grossen Waldsäge immer zwei Mann zusammenarbeiten müssen, braucht es zu dieser Arbeit nicht nur Kraft und Ausdauer, sondern auch ein wenig Gefühl,

wenn die Säge leicht, sauber und «rückig» schneiden soll. Sobald sich diese etwa um doppelte Breite in den Stamm gefressen hat, werden die «Scheidweggen», eiserne Keile mit hartholzigem, von einem dicken Eisenring gezwängten, Schlagstück angesetzt und mit der breithauptigen, schweren «Schlegelachs» mit weithin hallendem Schlag in den Schnitt getrieben, um den Baum in den Fall zu heben und der Säge den Weg zu erweitern. Wenn der Schnitt klemmt, dann geht das Sägen harzig und schwer.

Ist man auf beiden Seiten des Stammes, bei gleichlaufender Faserung, gleich und nahe genug beim Anschnitt, so werden bei grösseren Bäumen die Keile getrieben, bis der Baum ins Wanken kommt... Auf dem Stock fängt es an zu klepfen, zu ächzen — und mit krachender Wucht bricht der Stamm vom Stock und schmettert dröhnend zu Boden; das Stockende oft hoch in die Luft werfend.

Kahlschimmernd steht der niedere Stock mit zackigem Bruchstrahl, von grobkörnigem Sagmehl umsät in der neuen Lichtung. — Müde von der schweren Arbeit setzen sich die drei Holzer für einen Augenblick auf den gefällten Walddriesen, stopfen ihre kurzen Pfeifen mit grobem Tabak und qualmen plaudernd ein paar rasch verwehende Ringe in den Dunst des Waldes.

C. Oesch

dann jede Nacht in seiner Arbeit stören würde. Man müsste... Ihr kommt plötzlich ein Einfall. Wie, wenn sie einfach Bogadyn in seinem Hotel anriefe? Er muss es jedenfalls wissen, wenn Raffal etwa krank ist. Natürlich nicht grade angenehm, sich an Bogadyn zu wenden, man wird sich auf ein paar zynische Ausfälle gefasst machen müssen. Aber wenn man dadurch endlich diese Unruhe los wird, wenn —

Ihr Blick heftet sich plötzlich starr auf ein Stück Zeitung, das die Garderobiere beim Auspacken auf dem Schminktisch hat liegen lassen. Was ist das? Hat ihre Sehnsucht schon einen derartigen Grad erreicht, dass ihr das Bild des Geliebten auf jedem Fetzen Papier erscheint? Hastig greift sie nach dem Zeitungsblatt, dem Stück einer französischen Illustrierten, um sofort mit lähmendem Erschrecken zu erkennen, dass ihr erster Blick sie nicht getäuscht hat. Der grosse schlanke Mann im Regenmantel, der da mit gesenktem Kopf zwischen den beiden Polizisten geht, ist tatsächlich Raffal. Und unter dem Photo steht in zwei lakonischen Druckzeilen: „Der wegen Betrugs verhaftete Goldmacher Dominik Raffal bei seiner Einlieferung in das Nizzaer Untersuchungsgefängnis.“ Nichts sonst. Nicht ein Wort, das über die näheren Umstände dieser Verhaftung Aufschluss geben könnte...

Einen Augenblick hat Ariel das Gefühl, als ob sie vom Stuhl fallen sollte. Sie spürt eine eisige Kälte an den Haarwurzeln und unter der dünnen Seide ihres Tanzkleides zittern ihr die Knie.

Erst als sie die Tür gehen hört und Kajas Stimme sie zur Eile mahnt, kommt wieder Leben in sie. Aufspringend hält sie der Freundin das Zeitungsblatt vor die Augen und fragt fast tonlos vor Erregung: „Hast du das gewusst?“

Kaja Hilton wirft einen unsicheren Blick auf das Photo und wechselt die Farbe.

„Ja, seit kurzem,“ gesteht sie nach einigem Zögern.

„Und du hast mir nichts davon gesagt?“ Die Augen der Tänzerin werden dunkel vor Empörung. „Du lässt mich jeden Tag ein paarmal aufs Postamt laufen, du siehst ruhig zu, wie ich mich ängstige und abmartere — und sagst mir

nichts? Das ist —“ ihre Stimme bebt in ausbrechendem Zorn — „unerhört ist das. Eine Hinterlist sondergleichen!“

„Hinterlist?“ braust die Andere auf. „Das nennst du Hinterlist, wenn man dir Aufregungen ersparen will, wenigstens so lang es geht. Dass du es eines Tages auch so erfahren würdest, war schliesslich nicht zu vermeiden. Wozu dich schon früher damit belasten? An der Tatsache, dass wir an einen Schwindler geraten sind, an dem wir rund hunderttausend Francs verlieren, hätte das doch nichts mehr geändert.“

„Schweig!“ Ariels Haltung bekommt plötzlich etwas Drohendes. Langsam, mit einem unheimlich starren Lächeln in dem noch unter der Schminke blassen Gesicht, geht sie auf die Freundin zu.

„Bilde dir nicht ein, dass ich dich nicht durchschaue, dass ich nicht genau weiss, warum du es mir verschwiegen hast. Aber das ist jetzt Nebensache. Ich will nur eins von dir wissen: wann hat diese Verhaftung stattgefunden? Aus diesem Zeitungswisch ist das nicht zu ersehen. Wann also?“

Kaja zuckt mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit die Achseln. „Was weiss ich! Vor etwa vierzehn Tagen vielleicht. Auf das Datum kommt es ja so genau nicht an.“

Sie macht Miene, das verhängnisvolle Zeitungsblatt zusammenzuballen, aber Ariel nimmt es mit einer heftigen Bewegung an sich und steckt es in ihre Handtasche.

Im selben Augenblick verkündet ein diskretes Klingelzeichen, dass die Pause zu Ende ist. Die Garderobiere steckt vorsichtig den Kopf durch die Tür und fragt, ob sie gebraucht wird. Sie weiss, dieser Gast hat seine Eigenheiten, er will möglichst wenig gestört sein, nur zu den Umzügen. Ein sehr angenehmer Gast, gar nicht anspruchsvoll. Aber die Andere, die Schwester oder Tante oder was sie ist, die

Bierquelle

Casino

hat kritische Augen. Jede Kleinigkeit sieht sie, jedes Fältchen.

„Deine Perücke sitzt ganz schief“, sagt sie zu der Tänzerin und fordert die Garderobiere mit einer stummen Geste auf, ihres Amtes zu walten. In der Tür dreht sie sich noch einmal um, ihre Stimme hat plötzlich einen gedrückten, fast bittenden Klang:

„Sei vernünftig, Lela — mach's gut. Ich bleibe bis zum Schluss in der Loge.“

Die Tür fällt leise hinter ihr zu. Ariel Caliga scheint es kaum zu bemerken. Wie im Traum überlässt sie sich den Händen der kleinen Schweizerin, die sich bemüht, ihr im Stehen die schillernde Federperücke festzustecken. Plötzlich schiebt sie das Mädchen, wie von einem Einfall getroffen, beiseite und stürzt der Freundin in den Korridor nach.

„Gib mir den Wagenschlüssel, schnell!“

Es klingt wie ein Befehl. Kaja bleibt fast erschrocken stehen. Noch nie hat Ariel in diesem Ton zu ihr gesprochen.

„Wozu?“ fragt sie unsicher. „Wir fahren doch nachher zusammen ins „Carlton“.“

„Nein, ich will gleich nach der Vorstellung nach Hause.“
„Aber wir können Barnett doch jetzt nicht mehr absagen.“

„Mir gleich...“ Die Tänzerin zuckt störrisch die Achseln. Was geht dieser amerikanische Theaterbonze sie an? „Du musst allein hingehen und mich entschuldigen. Ich bin nicht in der Stimmung, mir den ganzen Abend Kulissenwitze anzuhören.“

„Wenn es aber...“

„Noch ein Wort und ich tanze heute Abend keinen Schritt mehr!“ Ariels Blick bekommt etwas von der funkelnden Starrheit eines gereizten Tieres. Die Andere unterdrückt die heftige Antwort, die sie schon auf den Lippen hat. Sie weiss, das ist keine leere Drohung, Ariel ist in einer derartigen Verfassung zu allem fähig. Es hat gar keinen Zweck, ihr jetzt zu widersprechen. Wortlos sucht sie in ihrer Handtasche nach dem Autoschlüssel und reicht ihn der Freundin.

(Fortsetzung folgt)

VOM BASTELN UND BAUEN

Weihnachten steht wieder einmal vor der Tür, seit langem die erste Weihnachtszeit ohne Krieg. «Friedensweihnacht» wagen wir noch nicht so recht zu sagen. Dennoch werden da und dort die Kerzen ein wenig heller brennen als in den letzten Jahren.

So sehr sich alt und jung auf Weihnachten freut, verursacht das heilige Fest doch alljährlich vielen Eltern einige Sorgen und gelegentlich wohl auch einiges Kopfzerbrechen. Was sollen wir unseren Kindern schenken? Wir haben an dieser Stelle jedes Jahr versucht, den Eltern einige Winke und Ratschläge zu erteilen, haben über Bücher geschrieben, die sich fürs Schenken besonders eignen und über Spielzeug, und haben dabei stets den Standpunkt vertreten, das Schenken habe neben dem Freudemachen stets auch noch die Aufgabe, irgendwie im Dienste der Erziehung zu stehen. So möchten wir denn auch im Jahre 1945 über das Schenken sprechen und dabei insbesondere über das Schenken von Dingen, die mit dem Problem des «Bastelns und Bauens» zusammenhängen.

Das Basteln und Bauen des Kindes beginnt schon in seinem frühesten Alter. Zunächst steht das Bauen im Vordergrund des Interesses; denn die kleinen Hände sind noch ungeschickt. Wohl können sie Würfel und Quader aneinander und aufeinander fügen, aber irgendwelches Material umzuformen gelingt ihnen nicht. In richtiger Erkenntnis dieses Bedürfnisses des Kindes haben die Spielwarenfabriken es verstanden, Baukasten herzustellen, und so ist der Baukasten zu allen Zeiten für kleine Kinder bis etwa ins zehnte Lebensjahr hinein ein hochwillkommenes Geschenk geblieben. Bausteine, viele Bausteine zu besitzen, ist wohl jedes Kindes sehnlichster Wunsch, und sie werden auch dann willkommen sein, wenn die Bausteine nicht aus Stein, sondern aus Holz sind. Häuser, Festungen, Paläste werden erstellt, und weil dies Bauen das Kind Zeit und Umgebung vergessen lässt, bilden Bausteine zugleich wohl das beste Beschäftigungsmaterial, das wir einem Kinde in die Hand geben können. Dabei spielt

die einzelne Form des Bausteins eine sehr untergeordnete Rolle. Ja, die oft zu komplizierten einzelnen Teile eines teuren Steinbaukastens sind recht oft Quellen der Ratlosigkeit für ein Kind. Am besten eignen sich immer wieder kleine Würfel und Quader von aufeinander abgestimmten Massen, die sich leicht zusammenfügen und auflegen lassen. Ebensovien erreichen die den Baukasten beigegebenen «Vorlagen» ihren Zweck; denn das Kind will nicht angeleitet werden. Es will vielmehr selbst erfinden, will ungehemmt seiner eigenen Phantasie folgen und bauen, was es sich vorstellt, was es als gut und schön und zweckmässig empfindet, mit einem Wort: es will selbständig gestalten.

Darin, diesen Gestaltungstrieb zu fördern, zu unterstützen, unmerklich zu entwickeln, liegt das *Erzieherische* im Schenken von geeignetem Material — Spielzeug — zum Bauen. Und so ergibt es sich denn fast von selbst, dass nicht der teure, ausgeklügelte Baukasten vom Kinde aus gesehen der wertvollste sein wird, sondern die möglichst grosse, mit einfachen Bauklötzen gefüllte Schachtel. Jeder Schreiner ist in der Lage, solche aus Abfällen zu schneiden. Er wird sie für wenig Geld in Hülle und Fülle herstellen!

Bei kaum einem anderen Spiel des kleinen Kindes wird einem inne, wie beim Bauen, dass das Kindes Spiel des Kindes Arbeit ist.

Langsam und unmerklich wächst das Kind aus dem Alter, in dem ihm Bauen über alles geht, hinein in die Jahre, da es das rohe Material selbst formen möchte und damit beginnt es zu basteln. Dabei bleibt es dann oft während langer Jahre, ja, viele Kinder — Knaben — nehmen den Basteltrieb mit in die Jünglingszeit und weiter in den Beruf, ja mit ins Leben überhaupt. Schon daraus mag man ermassen, dass auch im Basteln Werte liegen können, die der Erzieher nicht unbeachtet lassen sollte.

Was heisst nun «basteln»? Basteln geht offenbar über das Bauen hinaus; es ist mehr als ein blosses Zusammenstellen oder Zusammenfügen. So dürfen denn die in

Spielwarengeschäften erhältlichen Experimentierkasten (seinerzeit hat der bekannte «Kosmos»-Verlag solche hergestellt) für physikalische, chemische und biologische Versuche nicht etwa als Material zum Basteln aufgefasst werden. Gleich den «Meccano»- und andern ähnlichen Zusammensetzutensilien handelt es sich auch bei ihnen um eine Art Bauen, in einem Falle um den Aufbau physikalischer oder chemischer Versuche, im andern um das Bauen von Maschinenteilen oder von Maschinen.

Gebastelt wird erst, wenn aus Rohmaterial oder doch Verbrauchsmaterial irgendein Gegenstand hergestellt wird. Welch unendlich reiches Feld der Betätigung sich da dem Kinde öffnet, erhellt wohl am besten aus der Tatsache, dass es eine Unmenge von Anleitungen zum Basteln gibt: Bücher, Broschüren, Sammlungen von solchen; in hundert und aberhundert Zeitschriften finden wir alles mögliche beschrieben, das «gebastelt» werden kann. Vom einfachen Schlüsselhalter bis zum komplizierten physikalischen Apparat, vom Segelschiff zur Dynamomaschine und zum Photographenapparat — es gibt nur wenig Dinge, für die keine Anleitung zur Selbsterstellung gefunden werden könnte. Ebensovien dürfte es kein Kind vom 11. bis zum 15. Altersjahre und auch noch höherem Alter geben, das kein Interesse für irgendeinen Zweig des Bastelns aufbrächte. Wenn der Knabe sich vorwiegend für technische Dinge zu erwärmen vermag, beschäftigt sich das Mädchen gern mit der Herstellung von Gebrauchsgegenständen für das tägliche Leben und von Erzeugnissen kunstgewerblicher Art.

Was hat nun dies alles mit dem Schenken und mit dem Weihnachtsfeste für einen Zusammenhang? Ganz einfach den: dem Kinde keinen fertigen Elektromotor, keine Dampfmaschine, keine Puppenkleider und keine Puppenstube zu schenken, sondern besser das *Material*, um einen Elektromotor, eine Dampfmaschine selbst zu bauen, Puppenkleider selbst zu schneiden, eine Puppenstube selbst zusammenzufügen.

Wer je einmal gebastelt hat, weiss, dass die am schwierigsten zu lösende Frage stets die der Beschaffung des Rohmaterials ist: Isolierter Kupferdraht verschiedener Dicke, Klemmschrauben, Kupferblech, Nägel geeigneter Grösse dann zur Hand zu haben, wenn man sie benötigt, ist eine grosse Erleichterung für jede Bastelarbeit. Das zweite Notwendige sind die Werk-